

Der Telegraph von Berlin.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich alle Freitage $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Bogen Text. Zu jeder Nummer gehört ein Modekupfer, welches sechs Abbildungen der neuesten Pariser und Wiener Moden enthält; auch werden von Zeit zu Zeit Zeichnungen der neuesten Meubles etc. beigegeben werden.

Eine Zeitschrift
für

Der Prämumerationspreis ist für Berlin monatlich 12 Sgr. 6 Pf., vierteljährlich 1 Rthlr. 5 Sgr.; für auswärtige Teilnehmer vierteljährlich 1 Rthlr. 10 Sgr. Die Königlich wohlbilligen Postämter und alle soliden Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Unterhaltung, Mode, Lokalität und Theater.

Herausgegeben von R. v. Nödern.

Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man sich zum Ziele.
Matthisson.

N^o 9.

Berlin, den 3. März

1837.

Die sechs Eigenschaften einer Frau.

(Schluß.)

Sir Henri fand sich nach seiner Verheirathung nur in London ein, wenn die Sitzungen des Parlaments eröffnet wurden. Er war zum Mitgliede des Unterhauses erwählt worden und nahm sich seines ehrenvollen Amtes mit unermüdlichem Eifer an. Ohne Ehrgeiz, und mit seinem Schicksal zufrieden, ward er von allen Partheien, von den Tories, den Whigs und den Radicals mit gleicher Achtung behandelt. Wenn das Parlament prorogirt wurde, säumte er keinen Augenblick, nach seinem Schlosse zurückzukehren, welches für ihn ein Aufenthalt der reinsten Lust, ja ein Paradies war, worin ein Engel waltete, der jedes häusliche Glück um sich her schuf. Da fand man keine Traurigkeit, keine heimliche Unruhe oder Langeweile, vielmehr alle jene reine Freuden, welche man in dem Schooße einer tugendhaften Familie genießen kann.

Eines Abends, als die Freude über die nahe bevorstehende Weihnachtszeit alle Bewohner des Schlosses noch mehr als sonst zur Lust anregte, spielten die Kinder im großen Saale des Schlosses und eilten unter lautem Gelächter von einem Ende desselben zum andern. Die Aeltern saßen am Kamin und unterhielten sich mit großem Ernste, bald von ihren eigenen, bald von den Interessen des Staates, als laute Schläge an der äußersten Pforte die Ankunft eines nicht erwarteten Gastes ankündigten. Der also Angemeldete war niemand Anderes als Lord Dickson, der auf einer Reise begriffen war, und von seinem Freunde die Gastfreundschaft in Anspruch nahm, denn der Schnee fiel in großen Massen herab und die Kälte erreichte eine ungewöhnliche Höhe. Es ist nicht nöthig zu bemerken, daß ein so alter Freund von der ganzen Familie mit der ungeschmücktesten Freude und der aufrichtigsten Theilnahme empfangen wurde.

Als die Herrin des Hauses und die Kin-

der sich in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, ließ Sir Bruntfield Wein bringen, und nahm mit seinem Freunde an einem Tisch Platz, der von mehreren Wachskerzen erhellt war. Er schöpfte Verdacht, daß nicht das schlechte Wetter allein den Freund zu ihm geführt hatte, und dieser Verdacht bestätigte sich, als Lord Dickson ihm näher rückte und einen höchst vertraulichen Ton annahm. Nachdem er dem Freunde Glück gewünscht zu dem Heil, das er in dem Kreise seiner Gattin und seiner Kinder finden müsse, nahm dieser das Wort und sagte, daß er nicht zweifle, Lord Charles werde nun endlich ein solches irdisches Glück zu würdigen wissen, und diejenige erwählen, die bestimmt sei, durch ihre Liebkosungen und ihr Lächeln den Herbst seines Lebens zu verschönern.

Bruntfield wollte fortfahren, das Bild seiner Häuslichkeit weiter auszumalen, aber Lord Charles unterbrach den Freund mit einem Ausflug von übler Laune: „Der Herbst meines Lebens! Sie haben sehr seltsame Ideen, mein Freund. In der That! Ich fühle mich noch eben so jung, noch eben so kühn, wie jemals; nie war mein Gesundheitszustand besser, und ich wiederhole es Ihnen, ich bin im Besitz meiner vollen Jugendkraft. Siebt es einen Mann von dreißig Jahren, der ein frischeres und kräftigeres Ansehen hätte? Ich habe deswegen den Entschluß gefaßt, mich zu verheiraten. Warum sollte ich nicht? Sie sind ohne dies bedeutend älter als ich.“

„Nur um wenige Monate, Lord,“ entgegnete Jener lächelnd. „Mein Geburtstag fällt in den Mai, der Ihrige in den September.“

„Es kann sein!“ antwortete der Lord nicht ohne Verlegenheit. „Aber um Ihnen die volle Wahrheit zu gestehen, — es ist noch ein Geheimniß und ich sage es Ihnen nur, um Ihnen meine unwandelbare Freundschaft zu beweisen, — ich bin bereits verheirathet.“

Als Sir Henri sein lebhaftes Erstaunen darüber ausdrückte, fuhr Jener fort: „Ich

habe es mir gedacht, daß Sie sich fast erschrecken würden; ich glaube, alle Welt wird außer sich gerathen, wenn dies Geheimniß an's Licht kommt.“

„Ich hege die besten Wünsche für Ihr Wohl, mein theurer Lord,“ antwortete Sir Henri und ich zweifle nicht, daß die Frau, welche Sie sich ausgesucht haben, Ihrer vollkommen würdig sein wird. Meine Frau wird entzückt sein, ihre Bekanntschaft zu machen. Entschuldigen Sie mich mein werther Freund, aber ich erinnere mich eben eines seltsamen Zusammentreffens. Wissen Sie wohl noch, daß ich eines Tages alle nothwendigen Tugenden, die Sie von Ihrer künftigen Gattin forderten, in den Deckel meiner Schreibtafel grub? Es waren, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, deren fünf oder sechs. Als ich heute in einem alten Schranke kramte, ist mir jene Schreibtafel in die Hände gefallen, und ich steckte sie in die Tasche, um sie meinem ältesten Sohne zu zeigen. Dieser Zufall ist außergewöhnlich! Hier ist sie!“ Und mit diesen Worten zog er sie hervor.

Lord Dickson ward binnen einigen Minuten bald blaß, bald roth, obgleich er sich vermühte seine Ueberraschung und Verlegenheit zu verbergen; er schien zu leiden, wie ein Mann, dem der Arzt seine alten Wunden sondirt; er warf sich in seinen Lehnstuhl hin und her, ergriff die Feuerstake und rührte die Kohlen im Kamin auf. „Lassen wir das!“ begann er endlich. „Der Geschmack des Menschen ändert sich mit den Jahren und die Meinungen der Jugend stimmen sich herab. Ich war damals ein Kind, und steckte, wie Sie wissen, stets voll romanenhafter Ideen.“

„Ich bitte um Verzeihung, Mylord,“ entgegnete Henri, die Schreibtafel öffnend, „Sie waren damals eben so wenig Kind als ich, und Ihre Ideen hatten, trotz den meinigen, nichts romanhaftes an sich. Hier,“ fuhr er fort, indem es schien, als ob er den Verdruß und die steigende Verlegenheit seines Freundes

nicht beobachtete, „stehen sämtliche guten Eigenschaften verzeichnet, die Sie damals von Ihrer Gemahlin verlangten. Zuerst: vornehme Abkunft. Das ist sehr lobenswerth mein theurer Freund, darüber geht nichts. Unter uns gesagt, das ist der einzige streitige Punkt, der zwischen mir und der Lady Bruntfield obwaltet; sie erhebt die Vorzüge einer guten Geburt fast zu sehr, und hat die fixe Idee zu glauben, daß nichts schimpflicher sei, als eine Mißheirath. Sie geht sogar so weit, zu behaupten, daß die Verheirathung eines königlichen Prinzen mit einer Bürgerlichen nicht einmal im Stande sei, diese Letztere zu adeln.“

„Es ist ein wirkliches Unglück für mich,“ entgegnete zögernd Lord Dickson, „daß ich gerade Sie in dieser Angelegenheit zu meinem Vertrauten machte. Da ich die vorurtheilsvolle Denkart meiner Verwandten kenne, so habe ich Ihnen, da ich Rathes bedürftig bin, das Geheimniß meiner Ehe zuerst anvertrauen wollen. Der Vater meiner geliebten Maria, welcher ein schöner Name! Denken Sie nicht dabei an Byron's Vers:

Maria! den süßen Namen, lieb' ich mit
voller Gluth!“

Der Vater meiner Maria ist also, wie ich sagen will, ein sehr achtbarer Kaufmann in der City. Ich gestehe es, er ist keiner von den unfrigen, aber es ist ein Mann, der der allgemeinen Hochachtung genießt, das kann ich versichern. Sein Name ist Scroggius.“

„O Gewalt der Mode!“ sprach Sir Henri vor sich hin. „Ist es denn möglich, daß der zierliche Lord Charles, der wandernde Modenspiegel, das Ideal des guten Geschmacks und des guten Tons sich mit Maria Scroggius, einer Kaufmannstochter aus der City verheirathen konnte!“

„Was ich am lebhaftesten wünsche,“ sprach der Lord nach einer Pause, „ist, daß Lady Bruntfield meine Gemahlin empfangen möge, und ich bin überzeugt, daß die einfachen und

natürlichen Manieren meiner Frau ihr gewiß zusagen werden.“

„Unbedingt!“ entgegnete Sir Henri sehr höflich. „Meine Frau und ich werden sich glücklich schätzen, Lady Dickson empfangen zu können!“ Jetzt warf er die Augen wieder auf die Schreibtischplatte und fuhr fort: „Zweifels ohne wird ihre Schönheit“

„Vergebung, mein Freund!“ antwortete Lord Dickson, abermals zögernd. „Meine Frau ist durchaus das nicht, was die Welt eine Schönheit zu nennen beliebt. Aber ihre Natürlichkeit, ihre Naivetät, ihr frischer Teint sind Eigenschaften, die sie bei aller Welt beliebt machen.“

„Wahrscheinlich ist es so ein junges, ziemlich linkisches und fröhliches Ding, ohne Grazie, ohne Manieren; frischer Teint heißt wahrscheinlich rothe Wangen!“ sagte Sir Henri abermals vor sich hin, dessen Erstaunen wuchs. „Da sieht man nun solche Zierpuppe auf den Almaksbällen figuriren, und die Tochter eines Grossirers auf der Temse-Strasse wird zu dem Range einer Paireffe erhoben, und das von einem Manne, der sein Schicksal nur dem Ideal der drei vereinigten Königreiche anvertrauen wollte. — Aber, fuhr er nach einer Weile mit erhöhter Stimme fort, hoffentlich ist Lady Dickson reichlich mit Geist und Klugheit gesegnet! Und, in der That, nichts ist geeigneter in der Welt mehr Aufsehen zu machen, als wenn diese beiden Eigenschaften sich in einer Person vereinigen.“

„Was die Klugheit meiner Frau anbelangt,“ antwortete der Lord, indem seine Berlegenheit merklich wuchs, „so darf ich behaupten, daß sie dieselbe besitzt, indessen, was läßt sich von einem jungen Mädchen erwarten, die noch nicht siebenzehn Jahre alt ist? Was den Geist anbelangt, so muß ich Ihnen gestehen, daß dies eine sehr lästige, eine sehr gefährliche Waffe in den ungeübten Händen einer Frau ist.“

„Das ist entweder eine Leichtfertige oder eine Blödsinnige!“ dachte Sir Henri; und in-

dem er fortfuhr sein Auge auf die Schreibtisch-
fel zu richten, las er weiter: „Ergebenheit
und Treue!“ Kaum hatte er diese Worte
ausgesprochen, als Lord Charles, der eben so
viel zu leiden schien, als ein armer Sünder,
der ein peinliches Verhör bestanden, außer sich
vor Schaam, Verwirrung und Zorn, die Schreib-
tafel aus der Hand seines Freundes riß und
sie in's Feuer warf.

„Himmel und Erde, mein Herr! Sind
Sie verrückt?“ rief Sir Henri und eilte zum
Kamin, um sein kostbares Souvenir von dem
gewissen Untergange zu retten.

Wir enthalten uns, diese Scene weiter
auszumalen, und begnügen uns damit, zu be-
richten, daß Charles Dickson am andern Mor-
gen noch bei völliger Dunkelheit, in aller Stille
das Schloß verließ, ohne von Sir Henri und
dessen Gemahlin Abschied zu nehmen.

„Da haben wir die Neuigkeit!“ rief Sir
Henri ungefähr drei Monate nach diesem Ereignis,
indem er seiner Frau die Morning-Post,
dies Journal der feinen Welt und des guten
Tons, darreichte. „Welche Thorheit ist es doch,
sich auf solche Weise zu verheirathen, wie mein
armer Freund gethan hat. Aber es ist eine
unfehlbare Sache, alle alten Hagestolze, wenn
sie sich endlich zu einer Heirath entschließen,
treffen eine unglückliche Wahl.“ Hiermit wandte
er sich an seinen ältesten Sohn: „Was dich
betrifft William, so mußt du in deinem fünf-
undzwanzigsten Jahre eine Frau haben, oder
ich enterbe dich. Jugendliche Gemüther finden
sich immer in einander; dieselben Gesinnungen,
dieselben Neigungen müssen endlich ein unauflösliches
Band zwischen zwei jungen Eheleuten
knüpfen. Ein alter Hagestolz, der ein junges
Weib nimmt, kann versichert sein, daß man
über kurz oder lang auf seine Kosten lacht.
Ihr seht, daß Lady Dickson weit davon ent-
fernt war, die kostbarste Eigenschaft zu besitzen,
die mein Freund von ihr verlangte, nämlich
die Treue; denn sie ist mit Mylord's Kammer-
diener durchgegangen. Wir werden uns nach

London begeben, Milady, wir wollen Lord
Dickson der Hauptstadt entführen, um ihn al-
len jenen Neckereien, jenem Hohnlächeln, je-
nen Spottreden zu entziehen, die von allen
Seiten auf ihn einstürmen werden. Wie recht
hat Sir Peter Teazle in der Lästerschule, wenn
er sagt: „Das Unglück eines Ehemannes ist
für alle alte Hagestolzen ein Glücksfall; die
größte Thorheit, die ein alter Mann be-
gehen kann, ist, wenn er sich mit einer
jungen Frau vermählt.““

H. S.

Die geheimnißvolle Marie.

(Nach dem Französischen.)

Es war an einem Aprilmorgen des Jah-
res 1835, als ein junger Mann von trozigem
und mürrischem Aeußern verstoßen aus der klei-
nen Meierei trat, welche in dem Flecken Doince,
in dem Departement Indre und Loire liegt, in
jenem Theil der Touraine, welchem man, ohne
Zweifel wegen seiner malerisch wilden Gegen-
den den Namen Pouilleuse gegeben hat.
Nachdem er leise die Thür, hinter welcher sich
ein tiefes Seufzen vernehmen ließ, zugemacht
hatte, stand er vor einem Bauer, welcher ein
gesatteltes Pferd am Zügel hielt.

„Du schweigst!“ sagte er mit drohender
Miene zu diesem, indem er sich in den Sattel
schwang.

„Ich verstehe,“ erwiderte der Bauer, legte
die Hand auf den Mund und zog sogleich
den Hut.

Im Galopp sprengte der Herr davon, die
Richtung nach Loches einschlagend; doch kaum
hatte er die Meierei aus dem Gesicht verloren,
so ließ er sein Pferd langsamer gehen, und
den Kopf niedersenkend, schien er tief in Ge-
danken verloren, als er plötzlich seinen Na-
men hörte und sich von mehreren jungen Leu-
ten, welche ebenfalls zu Pferde waren, um-
ringt sahe.

„Guten Tag, Barbaro!“ riefen sie lachend.

„Guten Tag, Julius, Eduard, Theodor, Alfred, Rene, erwiderte der Angeredete, indem er einen nach dem andern grüßte; wohin so früh?“

„Auf die Jagd; willst du Theil daran nehmen?“

„Ich habe wahrlich Wichtigeres zu verrichten, als mit solchen jungen Narren, wie Ihr seid, auf die Jagd zu gehen, und auch Ihr, meine Freunde, würdet besser thun, Eure Aufgaben und Uebersetzungen zu studiren, als unschuldige Haasen, welche euch nie ein Leid zugefügt haben, auszurotten.“

„Jedes Ding hat seine Zeit, Barbaro, sowohl die Arbeit als das Vergnügen.“

„Ich kenne nur die Zeit zur Arbeit, erwiderte dieser, indem er eine fromme Miene annahm, und wenn Ihr flug wäret...“

„Wir geben Dir einen Beweis davon, da wir dich mitten in Deiner Predigt verlassen,“ rief Julius, drückte seinem Pferde beide Sporen in die Seiten und verschwand in einer Staubwolke. Bald hatten ihn seine Freunde eingeholt. Es waren alles brave und fröhliche Jünglinge aus jener unabhängigen und stolzen Klasse, welche mit dem großmüthigen Charakter der Jugend den Muth und die Energie des kräftigen Mannes vereint; aus jener Klasse, welche, so reich an Aussichten und Hoffnungen für die Zukunft, uns unsere Staatsmänner, Dichter und Krieger giebt; aus jener Klasse endlich, welche, früher Schreiber, jetzt Studenten, man fürchten oder lieben muß. Wenn die französische Ehre jemals in Frankreich verloren ginge, bei ihnen müßte man sie suchen. —

Mit verhängtem Zügel jagten sie weiter. Sie hatten noch eine ziemliche Strecke bis zur Abtei Herveau, dem Orte des Rendezvous, da bewölkte sich plötzlich der Himmel und ein heftiger Gewitterregen nöthigte sie, so schnell als möglich ein Obdach zu suchen. Da die

Meierei von Doince dicht vor ihnen lag, so eilten sie hinein und riefen:

„Gute Leutchen, gebt uns Feuer, und Heu und ein schützendes Dach für unsere Pferde!“

Den Bauern, von denen der größte Theil Eigenthümer war, fiel die Fröhlichkeit der jungen Studenten, welche so natürlich dem Lande ist, nicht auf; sie beeilten sich daher das Verlangte herbeizuschaffen; ja, als die jungen Leute versicherten, sie stürben vor Hunger, brachte die gute Meierin ein großes Schwarzbrod nebst einem Napfe voll Milch, indem sie sagte, dies sei alles, was sie habe.

„Das ist freilich sehr wenig,“ bemerkte Julius.

„Wir sind nicht in der Fastenzeit,“ rief Eduard, „wartet, meine Herren, ich will auf Entdeckungen ausgehen.“

Bald kehrte er zurück und schon aus seinem Aeußern konnte man schließen, daß es etwas Neues gebe.

„Oh, meine Freunde,“ rief er, „wenn Ihr wüßtet...“

„Hast Du vielleicht eine Henne oder einen Haasen?“ fragte Theodor.

„Wahrlich, etwas weit Besseres,“ entgegnete Eduard.

„Man findet nicht immer eine Truthenne mit Trüffeln“ rief Julius, lachend.

„Denkt Euch, einen Engel, eine Hourie eine himmlische Erscheinung...“

„Armer Eduard,“ sagte Julius, indem er den Puls seines Freundes befühlte, „der Regen hat Dir das Gehirn verwirrt.“

„So schwarze Augen sah ich noch nie.“

„Eine himmlische Erscheinung — schwarze Augen — was spricht denn unser junger Mediciner?“ rief Alfred.

„Dieser Mund, diese Hand, dieser Fuß! Ach, meine Freunde, wie schön ist sie!“

„Wer ist schön?“

„Nun ich sage es Euch ja schon seit zwei Stunden, ein junges Mädchen oder, was

weiß ich es, eine Frau, welche sich dort in der Nebenstube befindet."

"Heilige Jungfrau, ich bin verloren!" rief die Bäuerin erschrocken, und als sie sahe, daß die jungen Studenten sich der bezeichneten Stube näherten, warf sie sich zwischen sie und die Thür, indem sie sagte:

"Gehen Sie nicht hinein, gehen Sie nicht hinein; Herr Barbaro hat gedroht uns ohne Barmherzigkeit aus der Meierei zu jagen, wenn Jemand die junge Dame sähe."

"Also Barbaro hält hier ein junges Mädchen verborgen! Wer ist sie?"

"Ich weiß es nicht, gute Herrchen. Vor einem Monat wurde das arme Mädchen, welches anfänglich sehr viel Thränen vergoß, von unserm Herrn zu uns gebracht, und in die Nebenstube geführt, wo er, wahrscheinlich um sie zu trösten, lange Zeit bei ihr verweilte. Als er fortging, ließ er sie uns zurück, befahl aber unter schrecklichen Drohungen, sie niemand sehen zu lassen."

"Seht den Hypocriten," rief Julius; "uns hält er eine Predigt, weil wir auf die Jagd gehen, während er in seiner Meierei eine Dame verschließt, und ich will wetten, er hält sie mit Gewalt zurück."

"Ohne Zweifel, meine Herren," erwiderte Julius, "ihre Befreiung würde ein Werk der Gerechtigkeit sein."

"Ja wohl, ja wohl, laßt uns sie befreien!"

"Aber, sie ist nicht gezwungen hier," bemerkte die Bäuerin, "sie weint zwar bisweilen, das ist wahr, jedoch die Thür ist immer geöffnet, und wenn sie fortgehen wollte, würde sie es thun."

"Das thut nichts," sagte Julius, "wir müssen wissen, wer diese Dame ist, wir müssen sie sehen."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, nach welcher alle Blicke gerichtet waren, und ein junges Mädchen ließ sich auf der Schwelle erblicken. Ihre Gestalt war in ei-

nen rothen und schwarzen englischen Mantel gehüllt. Die schwarzen Haare auf einer Stirn, so rein und weiß, als wenn sie der Pinsel eines Raphael gemalt hätte, in Flechten abgetheilt, die schwarzen Augen — alles an ihr war so zart und schön, daß die bestürzten Studenten bei ihrem Anblick zweifelten, ob es wirklich ein lebendes Wesen, oder, wie Eduard sagte, eine himmlische Erscheinung sei. Mit der größten Anmuth legte die Dame ihren weißen, zarten Finger auf den Mund, als wollte sie die Jünglinge um Verschwiegenheit bitten.

"Wir schwören es, Madame!" riefen alle aus einem Munde, "aber fliehen Sie uns nicht, bleiben Sie!"

Sie blieb.

(Schluß folgt.)

Der Secretair P.

Im Jahre 1805 hatte Napoleon zwei Secretäre, die freie Wohnung, Kost &c. hatten und außerdem jährlich 8000 Francs Gehalt erhielten. Trotz dem kamen die Herren nicht aus. Einer besonders, P. hatte so viel Schulden gemacht und seine Gläubiger waren so zudringlich, daß er ohne Zweifel seinen Abschied erhalten hätte, wäre die Sache dem Kaiser zu Ohren gekommen. Nachdem der junge P. lange über Mittel nachgedacht hatte, aus seiner schlimmen Lage zu kommen, ging er jeden Tag schon früh um fünf Uhr in das Cabinet des Kaisers, weil ihn da kein Gläubiger verfolgte. Da ihn dort zu dieser Stunde Niemand hören konnte, so pffiff er die Melodie eines damals beliebten Liedes. Eines Morgens nun hatte Napoleon schon sehr früh allein in seinem Cabinette gearbeitet, und trat heraus, um in das Bad zu gehen, als er in dem Nebencabinet pfeifen hörte. Er kehrte sogleich um; "Poß! Schon hier?" sagte er zufrieden zu P. "Das ist exemplarisch. Wie viel Gehalt bekommen Sie?" — "Acht,

tausend Franken, Sire, und wenn ich die Ehre habe, Ew. Majestät auf den Reisen zu folgen, so giebt man mir eine Gratification."

"In Ihrem Alter ist das viel. Außerdem haben Sie, wenn ich nicht irre, freie Wohnung zc.?"

— "Allerdings, Sire."
"Dann wundere ich mich nicht mehr, daß Sie singen und pfeifen, denn Sie müssen sehr glücklich sein."

Napoleon rieb sich bei diesen Worten die Hände. P. schloß daraus, der Kaiser sei gerade gnädig gelaunt und es biete sich ihm eine günstige Gelegenheit dar, aus seiner Verlegenheit zu kommen. Er nahm sich also vor, Alles zu gestehen. "Ach, Sire, ich sollte es wohl sein, und doch — bin ich es nicht."
"Und warum nicht?"

"Sire, erstens weil mir zu viel Engländer auf den Fersen sind, und dann habe ich meinen fast blinden Vater, meine Mutter und eine verheirathete Schwester zu unterhalten."

"Da thun sie nur, was ein guter Sohn thun muß. Aber was wollen Sie mit den Engländern sagen? Siebt es Engländer hier? Haben sie zufällig auch diese Leute zu ernähren?" — "Nein; sie haben mir Geld geliehen, als ich keins hatte, und ich konnte es ihnen noch nicht zurückzahlen. Alle Schuldner nennen gegenwärtig ihre Gläubiger Engländer."

— "Genug, genug, ich verstehe. . . Ach, Sie haben Gläubiger! Bei Ihrem Gehalte machen Sie Schulden? Ich mag in meiner Nähe nicht länger einen Menschen dulden, der zu dem Golde der Engländer seine Zuflucht nimmt, wenn er mit dem, was ich ihm gebe, ehrenvoll leben kann. Binnen einer Stunde werden Sie Ihre Entlassung erhalten."

Darauf nahm der Kaiser seine Tabatière von dem Schreibpulte, warf dem jungen P. einen strengen Blick zu, ging in sein Schlafzimmer zurück, und ließ den Sekretär in solcher Ver-

zweiflung, daß derselbe bereits ein Federmesser ergriff, um sich umzubringen, als glücklicherweise Jemand eintrat. Es war sein Colleague, der ihn bald wieder beruhigte. Nach einer halben Stunde aber erschien ein Adjutant des Kaisers und brachte ein Schreiben an P. Dieser nahm es mit Thränen in den Augen und gab es seinem Freunde, der das Siegel erbrach und las:

"Ich wollte Sie aus meinem Cabinette entlassen, denn Sie haben es verdient; aber ich dachte an Ihren blinden Vater, an Ihre Mutter; an Ihre junge Schwester und verzeihe Ihnen um jener willen. Da auch diese von Ihrem ungehörigen Benehmen, besonders leiden müssen, so schicke ich Ihnen mit einem Urlaube für heute eine Anweisung von 12000 Fres., die Estève Ihnen sogleich zu bezahlen den Auftrag hat. Befreien Sie Sich mit dieser Summe von allen Engländern. Uebrigens arbeiten Sie wie bisher fort, und ich werde Alles vergessen. Napoleon."

Amerikanische Empfindungen bei dem Anblicke von Marbach, dem Geburtsorte Schiller's.

Auf einem Balkon stehend, von welchem aus Cooper eine Aussicht auf das Dörfchen Marbach hatte, dessen Lage, wie er sagt, niedlich genug ist, drückt er in seinem Werke: Excursion up the Rhine seine Empfindungen auf folgende Weise aus: Ich empfinde in der Regel kein so hohes Interesse, als andere Menschen, bei dem Anblicke derjenigen äußerlichen Dinge, Wohnungen und Geräthschaften u. s. w. die das Dasein und die äußere Erscheinung berühmter Männer bezeichnen; der bloße Anblick irgend einer Celebrität hat niemals meine Aufmerksamkeit auf besondere Weise in Anspruch genommen; dessen ungeachtet habe ich zu keiner Zeit die Ueberlegenheit der wahren

Größe über die falsche inniger empfunden, als gerade in diesem Augenblicke. Jenes abgeschiedene Dörfchen erlangte nun plötzlich in meinen Augen eine hohe Bedeutung, wie niemals ein königlicher Pallast mit allen seinen Eigenschaften und Erinnerungen für mich gehabt hatte. Armer Schiller! in meinen Augen ist er der deutsche Genius des Jahrhunderts; Göthe hat um sich her einen solchen Nimbus von Reputation zu Wege gebracht und ein so künstlich gemachtes Ansehen sich erworben, wie es eben so sehr von den bloßen Klatsch- und Theezirkeln, als durch den Genius der höhern Ordnung beendigt werden kann, und er ist glücklich in dem Besitze seiner Berühmtheit. Denn ihr müßt wissen, daß in diesen Dingen sehr Vieles durch die Mode bewirkt wird, die von dem wahren Verdienste ganz unabhängig ist. Schillers Ruf dagegen ist einzig und allein die Folge seines Verdienstes. Ich setze mein Leben dafür ein, daß er am längsten von Beiden leben und daß sein Gestirn am glänzendsten strahlen wird. Die Schulen und ein vorherrschender Zeitgeschmack, dazu der Eigensinn der Mode, können zu allen Zeiten Männer wie Göthe, machen. Aber die Gottheit allein erschafft solche Menschen wie Schiller.

M i s c e l l e n .

Voltaire's Wohnung in dem Dörfchen Ferny bei Genf, das er vor 50 Jahren zu einem Mekka gemacht hatte, wohin Gelehrte, schöne Geister und Künstler jedes Glaubens wallfahrten; dessen Haine und Lustgänge nur von Poesie, Musik und Wissenschaft wiederhallten; wo Voltaire das Muster war, dem junge aufstrebende Geister die Wege zum Olymp nachwandelten, ist im vorigen Monate öffentlich

versteigert worden, und der jetzige Besitzer gedenkt darin eine Runkelrübenzuckerfabrik anzulegen, und aus dem Tempel, woran die Inschrift stand: Deo erexit Voltaire, einen Stall oder eine Scheune zu machen, worin animalische Geschöpfe und mechanische Werke bald ihre Geschicklichkeit zeigen werden. Da der Inhaber jede Spur des Andenkens in diesem Musensitze vernichten zu wollen scheint, so wird er hoffentlich auch jene Inschrift zerstören. Daher geben wir ihm, weil sich ja überall Kunst und Wissenschaft zur Industrie verflacht, den wohlgemeinten Rath, statt jener folgende Inschrift an dem beabsichtigten Stalle anbringen zu lassen:

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Pflöge ist geblieben.

In Europa rechnet man 225 Millionen Einwohner auf 492,000 Quadrat-Meilen; in Asien 390 Millionen auf 2,108,000; in Afrika 70 Millionen auf 1,496,000; in Amerika etwa 40 Millionen auf 2,197,000; in Oranien etwa 20 Millionen auf 532,000. Die ganze Bevölkerung der Erde beliefe sich also auf 745 Millionen. Diese zusammengestellt geben eine Bevölkerung der Erde von 745 Millionen Menschen.

Neueste Nachricht.

Herr Beckmann ist am 25. Februar nach wieder erlangter Gesundheit zum erstenmale bei übervollem Hause und überlautem Beifall in „Endlich hat er es doch gut gemacht“ als „Kengler“ aufgetreten.

Beilage

Den 3. März 1837.

Neueste Pariser Moden.

Paris, den 10. Februar 1837.

Unsere heutige Toilette bedarf, sowohl wegen ihrer Originellität als auch wegen der Wichtigkeit ihrer Anordnung, einer näheren Erwähnung. So müssen wir bemerken, daß der Kopfsputz à la Chantal nur den großen und schönen Damen kleidet, denn kleinere zarte Figuren würden unter diesem Luxus von Edelsteinen, Federn und goldgestickten Kanten erdrückt werden. Besonders schön werden diese Hauben, deren Ursprung wir unsern Lesern in der nächsten Nummer mittheilen wollen, von der Madame Dasse angefertigt. Zu den Federn werden nur Marabouts-Köpfe benutzt, welche, sich mehr dem Gesichte nähernd, eine herrliche Wirkung hervorbringen. Das Hintertheil der Haube, welches von Sammet ist, bedeckt eine Stickerei von Steinen, und die Striche von goldgestickten Kanten, welche von jeder Seite herabhängen, zeigen an, daß die Dame, welche diesen Kopfsputz trägt, auf dem Gipfel der Eleganz, des Glückes und des Ranges steht. Jede Nachahmung derselben kann leicht und graciös sein, denn wir erinnern uns, in denselben Magazinen mehrere Hauben à la Chantal gesehen zu haben, deren einfacher Kopf nur mit einer Reihe Perlen oder Blumen und mit Strichen von einfachem Tulle an den Seiten besetzt war. —

Im Allgemeinen wird der Kopfsputz sehr niedrig getragen; sowohl die Haare als die Blumen und Edelsteine werden so weit unterhalb der Backen angebracht, daß sie auf den Hals fallen. Die passendsten Blumen hierzu sind: der Ephen, das Geisblatt und die Rose. Die Herren Cartier, Chagot, Ponthieu und Vâten fertigen diese Neuigkeit mit einer Grazie und Vollkommenheit an, daß man in der That nur die Mühe hat, das Bouquet in die Haare zu stecken, um vollständig coiffirt zu sein.

Die Tunika, dieses anmuthige Costüm, welches etwas von der französischen Grazie mit dem morgenländischen Luxus vereint, behauptet ihre Herrschaft immer mehr und mehr in unsern Salons. Wir sahen deren von Gaze oder Tulle-Crêpe, welche mit einem Ausputz, der sich nach dem des Unterkleides richtete, geziert waren. So giebt es nichts Eleganteres, als eine bis auf die halbe Wade herabgehende Tulle-Tunika, welche über einem Unterkleide von Tulle getragen wird. Die kleinen, engen Ärmel sind unten mit einer Rüsche besetzt, und das drapirte Leibchen wird auf den Schultern durch

Schleifen von Edelsteinen, Bändern, oder eine Cameen-Agrafe gehalten.

Man fertigt auch Tuniken mit griechischen Leibchen an, welches einen Becher oder Kelch auf der Brust bildet und das mit einer Stickerei oder andern Zierrathen geschmückte Leibchen des Unterkleides erblicken läßt. Wir erwähnen einer Tunika von weißem Crêpe, deren beide Ecken unten am Rocke wie der Zipfel eines Schupstuches umgewandt waren, und auf dem Kleide durch ein Rosen-Bouquet gehalten wurden. Die Draperien des Leibchens wurden ebenfalls von Rosen auf den Schultern gehalten und nur ein langer Gürtel von weißem Atlas zog sich durch diese Zusammenstellung von Crêpes und Blumen, deren Frische Bewunderung erregend war.

Der Tulle wird mit großem Erfolg bei Ball-Kleidern angewandt. Die reichen und schweren Stoffe werden nur von Damen getragen, welche nicht mehr tanzen, oder um höflicher zu sein, welche an dem Tanz nicht Theil nehmen. Indessen sieht man den Atlas häufig bei den Contre-Tänzen am Hofe, aber er ist so schön, so glanzvoll, so belebt durch die Blumen, welche ihn in jeder Hinsicht schmücken, daß er mit Recht als Ball-Kleid gelten kann.

Die Fächer sind heut zu Tage ein nothwendiger Luxus, man kann sich keine Toilette ohne dieselben denken. Man trägt sie sehr groß in Schildkröt, Gold oder Elfenbein gefaßt und mit Gold und Eiseluren geschmückt; die Gemälde darauf sind Copieen von alten Bildern, daher man auch Liebesgötter und Schaafse nur hier noch abgebildet sieht.

Einige Damen tragen unter ihren kurzen Ärmeln, über dem Ellenbogen ein Bracelet von schwarzem Sammet, welches mit einem Diamant- oder Cameen-Schloßchen befestigt ist; bisweilen ist dieser Sammet geknüpft und die Enden desselben hängen außerhalb des Ärmels herab.

Der Einfluß des Hofes erstreckt sich auf die Gebräuche, Gewohnheiten und Sitten der Stadt; daher ist es eine Wohlthat für die Industrie, daß der Geschmack des Luxus und der Eleganz auf dem Gipfel-punkt der Nationen gefunden wird: alles knüpft sich daran, Vermögen und Vergnügen. In dieser Hinsicht können wir uns Glück wünschen, so wohlwollend unterstützt zu werden.

Paris, den 15. Februar 1837.

In den letzten Tagen sind die Feste schnell einander gefolgt; jeder wollte die verlorene Zeit nachholen und den

kurzen Caneval, welcher so traurig begonnen, so gut als möglich genießen. Daher spricht man seit 14 Tagen von Nichts als den diplomatischen Bällen der Oestreichischen und Englischen Gesandtschaft, der glänzenden Soirée des Fürsten von Schoenberg, des Bruders des Oestreichischen Cevoye in Stuttgart und dem glänzenden Mittagsmahle, welches vom Herrn v. Appony gegeben wurde, und bei welchem die Mitglieder des Cabinets und die Gesandten der ersten Höfe zugegen waren. Die Soirées im Hôtel Castellane werden nur ausgesetzt, wenn ein Schauspieler oder eine Schauspielerin durch die Grippe gezwungen wird das Zimmer zu hüten; ebenso geht es auch mit dem Concerte der Madame M. . . . Unter allen diesen Festlichkeiten sind die großen und kleinen Bälle in den Tuilleries mit ihrer königlichen Etiquette und ihren 14000 Eingeladenen, die glänzendsten. Es entfaltet sich hier eine Eleganz, welche näher erwähnt zu werden verdient. Wir führen folgende Costüme an:

Ein weißes Tulle Kleid, welches à la paysanne an jeder Seite des Rockes durch ein Bouquet von Rosen oder Epheublättern, deren Zweige gleich Bänder-Enden auf das Unterkleid herabfielen, aufgesteckt war. Das Unterkleid war von weißem Atlas, das einfache Leibchen war um die Brust mit einer ganz kleinen Guirlande besetzt, und die Aermel mit zwei Rosen-Bouquets geziert. Das Untertheil des Aermels war ganz einfach. Auf dem Kopfe trug die Dame eine Epheu-Guirlande, welche über die Stirne ging. Auf jeder Seite der Wangen waren Rosen angebracht, welche von einer Clotilden-Flechte umgeben wurden. — Ein Kleid von schwefelfarbenem Crêpe war an beiden Seiten des Rockes schürzenartig geöffnet und mit 5 Rosen-Bouquets geziert, welche von dem Gürtel bis herunter gingen. Die Rosen hatten verschiedene Farben, roth, schwarz, rosa, weiß u. s. w. Diese Verschiedenheit gewährte einen herrlichen Anblick, und wiederholte sich in einer Rosenkrone, welche den Hintertheil des Kopfes zierte. Ueber die Stirne ging ein Band von Perlen.

Ein Kleid von weißer Gaze wurde an einer Seite des Rockes von 7 oder 8 ponceau sammetenen Schleifen zugehalten. Die Aermel waren mit drei ähnlichen kleinen Garnituren versehen. Das Schneppenleibchen war drapirt, um die Taille ging ein einfaches Band. Der Kopfschmuck bestand aus Blumen à la Mancini, welche sehr niedrig auf den Hals herabfielen. In der Mitte dieser Blumen, welche von ponceaufarbenem Sammet und mit leichten Brillant-Blättern vermischt waren, war ein Brillant. — Eine weiße Tulle-Tunika, um welche ein breiter Saum ging, wurde an den beiden Ecken des

Bordertheils durch eine weiße Rose, deren Herz und Blätter aus Diamanten bestanden, zurückgehalten. Unter dieser Tunika trug die Dame ein weißes Tulle-Kleid von außerordentlicher Weite, was diesen Anzug uncommon einfach elegant machte. Nur die Diamanten der Bouquets glänzten, gleich Sternen auf dieser weißen und lustigen Masse. Um die Taille und die engen, einfachen Aermel war nichts. Nur eine weiße Rose hielt vorn die Draperien des Leibchens. Der Haarschmuck bestand aus einer Guirlande von weißen Rosen ohne Blätter, welche sehr niedrig auf die Stirn ging. Auf den Armen mehrere Bracelets.

Aber, vor allen Frivolitäten der Mode behauptet der Casimir seine Herrschaft, er ist der Fundamentals-Luxus auf welchen wir immer zurückkommen müssen. Wir wollen hier das Magazin des Herrn Epigez Gagein erwähnen, welches eine Auswahl der herrlichsten Shawls dieser Art darbietet, die mit den schönsten Dessins, den reichsten und neuesten Compositionen versehen, sich noch durch die Billigkeit ihres Preises, welcher weit unter ihrer Schönheit steht, empfehlen.

Indessen müssen wir noch über die leichte Eleganz der Musseline, über die reiche Pracht des Casimirs, als Grundlage jeder Toilette die Wahl des Schürleibes stellen, und in dieser Hinsicht Madame Clemancon empfehlen, deren glücklicher und geschickter Schnitt auf gleiche Weise die Schönheiten der Taille hervorhebt als er die Fehler derselben verdeckt. Dem Verdienste seine Krone; indessen bedarf Madame Clemancon keiner andern Empfehlung als ihres Namens, welcher so vortheilhaft bekannt ist.

Modenkupfer No. 9.

1. Kleid von weißem Atlas, vorn offen und mit Tüll und Blondes garnirt. An den Aermeln doppelte Manschetten; smaragdgrüner sammetner Turban, mit Bracelets, Edelsteinen und Goldperlen geziert. —

2. Tunika Kleid von rosa Crêpe, um welches ein durch den Saum gezogenes Band von Atlas geht, und welches mit Schleifen, welche eine Hand breit von einander angebracht sind, geschmückt ist. Das Unterkleid ist ebenfalls von rosa Crêpe. In dem Haarschmuck ist ein Perlen-Band und eine Rose angebracht.

3. Soirée Toilette.



original d. p. v.

1. *Telegraph v. Berlin*

2.

3.

19. 9/1837.

